

Haroon Gordon

Palast aus Staub und Sand

Roman



Dieses Buch ist meiner wunderbaren Gegenwart gewidmet, namentlich meinen Eltern, meiner Schwester und ihrer famosen Monster-Magic Crew. Meiner geliebten Gefährtin und unserem Sohn, dessen Namen wir bald schon erfahren werden.

Prolog

Algerien, 1934

Gabriel wurde an einem Ort geboren, an dem Menschen gewöhnlich nicht das Licht der Welt erblickten. Sie starben dort höchstens. Streng genommen konnte man nicht von einem Ort sprechen, denn auf dem gesamten Areal standen gerade einmal sieben Gebäude. Sie lagen durch meterhohe Mauern abgeschottet auf einer leicht erhöhten Ebene am Rand des Atlasgebirges. Dort, wo die Wüste schon Oberhand gewonnen hatte, die Sonne der Sahara bereits ihre Hitze in die Felsen trieb und an fast allen Tagen die wenigen Menschen, die dort lebten, in ihrem brütenden Griff gefangen hielt.

Es war ein Ort, der viele Namen trug, doch keiner erzählte seine Geschichte richtig. Offiziell hieß er Abd-El-Quadir und huldigte dem größten aller algerischen Freiheitskämpfer, dessen Mut den französischen Besatzern das Leben im neunzehnten Jahrhundert zur Hölle gemacht hatte. Der damalige Stadthalter Algiers, ein französischer Militärattaché ohne jegliches Fingerspitzengefühl für die Mentalität der algerischen Bevölkerung, hatte es wohl für eine verständliche Geste gehalten, diesen Titanen des Krieges als Namenspaten auszuwählen. Und das, obwohl die Freiheit selbst in den Träumen der dortigen Bewohnerinnen schon lange nicht mehr auftauchte.

Die Menschen der umliegenden Dörfer nannten den Ort bei dem Namen, den ihm die Tuareg auf ihren Reisen durch die Wüste gegeben hatten: *Jumanah*, die silberne Perle. Das passte gut, da die Sonne Afrikas an den meisten Tagen so unbarmherzig auf die hellen Betonfassaden der vier Haupthäuser niederging, dass aus der Ferne nicht mehr als eine gleißende Reflektion mitten im Gebirge zu sehen war.

Doch die verlorenen Frauen, die in Abd-El-Quadir lebten und deren Expertise bei der Namensgebung als einzige hätte zählen können, nannten den Ort schlicht und einfach *Abda*. *Schwarze Sklavin*. Denn in Abda, dem dunkelsten aller Gefängnisse, waren nur Frauen inhaftiert, und eine Frau, die hierher gebracht worden war, besaß keinerlei Rechte mehr, auf die sie sich hätte berufen können.

Hier gebar die Gattenmörderin Yasmina ihren Sohn Gabriel.

Draußen war es mondlos, und selbst der Nachtwind mied Abdas trostlose Zellen. Stille und Hitze senkten sich wie zähflüssiger Kautschuk auf die Gemüter der Schlafenden. Gegen ein Uhr nachts durchschnitten kurze und heftige Schreie das Dunkel. Sie kamen aus dem als Krankenstation dienenden Häuschen, abseits der vier Hauptgebäude, die auf jeweils zwei Stockwerken die Zellen beherbergten und so angeordnet waren, dass ihre inneren Fronten

einen großen Hof eingrenzten. Während tagsüber ranzige Gerüche aus alten gusseisernen Pfannen die Wände hinauf in die Zellen gekrochen kamen, bahnten sich nun erbarmungswürdige Schreie aus der Krankenstation ihren Weg in den Innenhof. Von dort aus verdoppelte und verdreifachte der Widerhall der massiven Mauern den Schall und sandte ihn durch die vergitterten Zellenfenster bis an die Betten und ins Mark der Insassinnen. Dem folgte ein Moment absoluter Ruhe – gefolgt von der nächsten, noch heftigeren Eruption.

Beängstigend waren jedoch nicht die Schreie selbst, sondern vielmehr deren irritierende Färbung. Die klang nicht nach einer werdenden Mutter, die aus Liebe zu ihrem Kind unter Schmerzen die Kraft für den Akt des Lebens gebar. Sie klang nach hysterischem Leugnen der unausweichlich nahenden Tatsache, nach Hass, nach Ablehnung und Widerwillen.

Auch Colonel Dumont konnte die Schreie hören. Das Echo bahnte sich seinen Weg den Hang zum separat erbauten und mit viel edlem Holz in italienischem Geist verzierten Anwesen hinauf, das dem Leiter der Haftanstalt zur Verfügung stand. Es lag auf einem Plateau, gut zwanzig Meter oberhalb und fast einhundert Meter hinter den übrigen Gebäuden.

Mit seiner mediterranen Lebensfreude wirkte das Wohnhaus im Vergleich zu den funktionalen und vermodernden Gefängnisgebäuden wie ein perverser Anachronismus. Eine große Fensterfont, die von einer weitläufigen Terrasse umsäumt wurde, gab den Blick auf das gesamte Areal frei. Hier stand der Colonel an der Balustrade und lauschte mit ausdruckslosem, von Cognac und anderen Branntweinen beherrschtem Blick in die Nacht. Von Zeit zu Zeit zuckte er ein wenig, sooft er von den Schreien Yasminas überrascht wurde.

In der Krankenstation versuchte derweil die Hebamme Laia mit der Situation fertig zu werden. Seit zwanzig Jahren war sie werdende Mütter gewohnt, die ein Inbegriff der Kooperation waren. Die lenkten ihre Kraft auf den Geburtsvorgang und delirierten sich in einen Rhythmus, um ihrem Fleisch und Blut den Weg ins Freie zu ebnen. Dort wartete Laia mit ihrer stattlichen Leibesfülle darauf, die Sprösslinge zu empfangen, und nahm zugleich den Müttern ihre Angst. Doch diese Frau war anders. Beklemmend anders. Sie arbeitete so verbissen *gegen* das Kind, dass Laia angst und bange wurde.

Sie war nun seit sechs Stunden hier in Abda, alles hatte ganz harmlos begonnen, doch diese Frau schrie seit gut einer Stunde, als wäre sie vom Irrsinn befallen.

Laia fürchtete sich hier. Sicher, es gab sogar Strom. Den hatte es beileibe nicht an allen Orten gegeben, an denen sie Kindern bisher auf die Welt geholfen hatte. Genügend heißes Wasser, saubere Laken und Tücher sowie eine breite Liege standen ebenfalls zur Verfügung. Auch keine Selbstverständlichkeit.

So war alles zum Besten vorbereitet, doch das Baby wollte einfach nicht kommen. Stattdessen begann die werdende Mutter in immer kürzer werdenden Abständen zu bluten. Das war kein gutes Zeichen und machte Laia nervös. Das Kind hatte die Beckenmitte fast erreicht, aber der Drang ins Freie schien zu erlahmen. Sie würde das Kind mit der Zange holen müssen. Sie sprach Yasmina an und versuchte ihr zu erklären, was ihr gleich bevorstehen würde, doch die schien nicht zu hören. Stattdessen schrie sie erneut kurz auf und drehte sich dabei mit dem Gesicht zur Seite, sodass Laia keinen Kontakt aufnehmen konnte.

Nach dreißig weiteren Minuten konnte sie nicht länger warten, sondern griff nach dem Instrument, das so erschreckend lebensfremd aussah. In der Sekunde, da sie es einführte, riss Yasmina die Augen auf. Augenblicklich verstummte sie und starrte Laia mit panischem Blick an, als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen. Als die metallischen Zangenlöffel den Kopf des Kindes zu fassen bekamen, schloss Yasmina die Augen und schrie noch einmal. Doch Laia war erfahren, und nun galt ihr ganzer Fokus der Zange. Sollte sich Yasmina ruhig die Seele aus dem Leib schreien, darauf konnte sie nun keine Rücksicht mehr nehmen.

Nach dem ersten Versuch bemerkte sie jedoch, dass das Kind dem Zug der Zange nicht folgte. Laias Unruhe wuchs. Mit dieser verrückten Mutter würde sie keine Schnittgeburt machen können, schon gar nicht allein. Sie hatte im Laufe der Jahre vieles ohne fremde Hilfe meistern müssen, denn unzählige Male hatte sie sich in Situationen befunden, in denen weit und breit kein Arzt aufzutreiben war. Fast immer hatte sie das Kind irgendwie lebend auf die Welt begleitet und dabei auch das Leben der Mutter gerettet. So hatte sie all das gelernt, was oft nur dem Arzt vorbehalten war, und in der Vergangenheit war sie mehr als nur einmal mit dem guten Gefühl einer Lebensspenderin zu Bett gegangen.

Aber hier steuerte die Situation einem schlimmen Ausgang entgegen. Die Mutter war fast vollständig erschöpft, und die Traktionen brachten weder den nötigen Schub noch waren sie synchron genug, um das Baby aus dem Leib zu ziehen.

Ganz plötzlich, ohne dass Laia eine Chance hatte, den Zug rechtzeitig zu stoppen, gab das Gewicht am anderen Ende der Zange nach, und sie spürte mit Entsetzen in ihren Händen, dass die Zange den Griff verlor und am Kopf des Kindes entlang rutschte. Sie hielt einen Augenblick inne – ganz so, als würde sie auf einen Schrei aus dem Mutterleib warten.

Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte und ihre Hände endlich aufhörten zu zittern, zog sie die Zange behutsam aus dem Körper, ging um die Liege und wandte sich an Yasmina. So würde die Geburt in einer Katastrophe enden. Sie legte die Hand auf Yasmínas schweißgetränkte Stirn und beugte sich bis an ihr Ohr. Sie sprach leise, aber bestimmt und eindringlich.

»Hören Sie Yasmina. Ich kenne Ihre Geschichte nicht. Weder weiß ich von der Sünde, die Sie in dieses Gefängnis gebracht hat, noch, was es mit diesem Kind auf sich hat. Aber eines weiß ich. Gott möchte, dass Sie dieses Baby auf die Welt bringen. Sonst hätte er Sie das Kind gar nicht erst empfangen lassen. Sie glauben doch an Gott, oder etwa nicht?«

Die Frage war so berechnend wie unnötig. Nicht nur, dass Yasmina in den letzten Stunden inbrünstige Gebete gen Himmel geschickt hatte, an deren Routine Laia unschwer hatte erkennen können, dass sie in endlosen Nächten tausendfach rezitiert worden waren. Auch ein Kreuz aus verfärbtem, abgegriffenem Holz hing um ihren Hals, wo Yasmina es nun seit Stunden umklammert hielt. Unwillkürlich schoss Laia durch den Kopf, ob Yasmina Jesus wohl die Augen zuhalten wollte.

Die Ratschläge der Hebamme hatte Yasmina bisher nur als entfernte Litanei wahrgenommen und weitestgehend ignoriert. Die Frage nach Gott hatte sie jedoch aufmerken lassen. Sie nickte hektisch. Natürlich glaubte sie an Gott. Das Einzige, woran sie jemals geglaubt hatte, war Gott. An diesem gottlosen Ort mehr denn je. Geboren als fromme Muslimin, hatte sie hier in Abda die wahrhaftige Kraft des Herrn Jesu kennengelernt. Hier war sie in den geheimen Kosmos des Christentums initiiert worden. Von Sahira. Sahira, der Hexe. Sahira, der Zauberin. Sahira, der ältesten aller Insassinnen. Von der mystischen Sahira, die schon so alt war, dass ihr Alter nicht mehr in Jahren gezählt werden konnte. So hatten die anderen Gefangenen es Yasmina erzählt, kurz bevor diese das erste Mal zu Sahira in die Zelle beordert worden war. Sahira, die mit den vielen Malen im Gesicht, die Hagere, deren Haut wie Hühnerfett von den Knochen hing, eingehüllt in unzählige, schweißtriefende Tücher. Die mit den wenigen, wirren, hennaroten Haaren, die nicht ausreichten, die Kopfhaut und deren unzählige Leberflecke zu bedecken. Kurzum, Sahira, vor der sich *alle* fürchteten, selbst die Verurteilten, die tagsüber den Innenhof beherrschten.

Yasmina urinierte vor Angst beinahe in ihre Unterhose, als sie Sahiras düstere Zelle betreten musste. Trotz der Dunkelheit leuchteten Sahiras Pupillen pechschwarz, als wäre ein Dämon in ihre Seele gefahren. Augen, die Yasmina glauben ließen, sie könnten jede der hier inhaftierten Frauen mit bloßem Blick in pure Asche verwandeln.

Sahira, die als Einzige aller Häftlinge das Privileg einer Einzelzelle genoss, hockte in der dunkelsten Ecke. Alle möglichen Laken hingen kreuz und quer durch den Raum und Yasmina schien es, als gäbe es einen Nebel, der dicht über den Boden kroch. Aber das war vielleicht nur das gesponnene Abbild ihrer Angst.

Yasmina unterwarf sich ihr noch im gleichen Moment, und Sahira hatte ihr daraufhin vom Herrn und Erlöser Jesus Christus erzählt. Sie las ihr im ersten Jahr geschlagene sechs Mal die

gesamte Bibel vor. Wort für Wort. Erklärte ihr in langen Lektionen das Alte Testament. Wort für Wort – und darüber hinaus, während sie gleichzeitig in kleinen kupfernen Behältnissen allerlei Gerüche und Flüssigkeiten zusammenbraute, in Flaschen abfüllte und anschließend in die Nischen ihrer Zelle stellte. Bis sie eines Tages einfach so verschwunden waren, woraufhin sich wieder neue ansammelten. Obwohl sie neugierig war, getraute sich Yasmina nie zu fragen, was diese nach Eiter und anderen Sekreten stinkenden Essenzen für einen Nutzen hatten. Sahira hatte ihr auch die dunkle, die unbekannte, die wirklich mächtige Seite des Herrn Jesu offenbart, von der nur Auserwählte wussten und deren Erzählung keinen Platz in der Bibel finden durfte. Die *Wahrheit*. Den *wahren* Grund über die alttestamentarische, unerschöpfliche Rachsucht Gottes.

Ja, Yasmina glaubte aus tiefstem Herzen an Gott und an das durch Sahira erfahrene Jesuitentum. Sie war eine der wenigen *Wissenden* in einer islamischen Welt. Hätte Sahira ihre schützende Hand nicht über sie gehalten, sie wusste nicht, was die anderen Häftlinge mit ihr ange richtet hätten.

Als Laia bemerkte, dass Yasmina einen so tiefen Glauben in sich barg, atmete sie erleichtert auf. Sie war inmitten einer streunenden Bande von Brüdern in den Slums von Algier aufgewachsen, und so gab es nur wenige Finessen der Manipulation, die sie im Laufe der Jahre nicht erlernt hatte, um sich durchzusetzen. Der Trick mit dem Appell an Gott funktionierte in solchen Situationen fast immer. Ansonsten wäre ihr noch die Drohung geblieben, Yasmina in diesem Zustand allein zu lassen, aber dieses letzte Mittel der Wahl war verfrüht, und bei dieser Frau war sie sich nicht einmal sicher, ob es funktionieren würde.

»Dann möchte ich, dass Sie mir jetzt genau zuhören.« Laia nahm Yasminas Hand, streichelte sie und schaute sie eindringlich an. »Wir müssen Ihr Kind, *Gottes Kind*, gemeinsam auf die Welt bringen. Konzentrieren Sie sich auf Ihren Unterleib und lassen Sie den Wehen freien Lauf.«

Aus Yasminas Auge löste sich eine Träne, und endlich gab sie ihren Widerstand im Angesicht völliger Erschöpfung auf.

Laia unternahm einen weiteren Versuch, führte die Zange wieder ein, und – wie erhofft – folgte das Kind mit den wehensynchronen Traktionen nun dem Zug der Zange.

Das Kind kam atmend zur Welt. Es schrie nicht und eine plötzliche, lebensfeindliche Stille sickerte durch den Raum. Laia trocknete den kleinen Körper ab, wickelte ihn in ein Leinentuch und hielt das Frischgeborene dann für einige Zeit einfach nur in den Armen.

Als sie den Säugling Yasmina schließlich auf den Bauch legen wollte, wandte die sich ab, anämisch, erschöpft und ohne die erkennbare Spur eines mütterlichen Gefühls. Dann machte Laia eine Entdeckung. Ein langes Hämatom, begleitet von einer hässlichen Abschürfung, zog sich von der linken Schläfe über die Wange hinab bis zum Kinn, und zeichnete den Weg der abgerutschten Zange nach. Doch das Baby schien keinen Schmerz zu empfinden.

Das eben geborene Kind, das erst nach vielen Wirren den Namen Gabriel bekommen sollte, schaute Laia unverwandt an. Und obwohl sie wusste, dass die Augen des Kindes noch nichts erkennen konnten, kroch ein unangenehmer Schauer ihren Rücken empor, denn ihr kam es so vor, als mustere Gabriel sie mit einem abschätzenden Blick.

Laia verließ das Gefängnis mit den ersten Sonnenstrahlen und beeilte sich, so schnell wie nur irgend möglich fortzukommen. Dieser Ort war verwunschen und böse. Dessen war sie sich sicher.

Erster Teil

Kapitel 1

Frankreich, 2001

Ein ganzes Menschenleben hatte Baptiste nicht auf das vorbereiten können, was ihm bevorstand. Dabei hatte die Nacht so harmlos begonnen, nämlich mit einem flüchtigen, schönen Traum rund um das kecke Lächeln der jungen Mademoiselle Bonnet aus der Musikalienhandlung Regondi, die mit ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit Baptiste immer ein wenig aufheiterte. Doch als ob es bestraft gehörte, in einer so schweren Zeit einen leichten, unschuldigen Moment wie diesen zu genießen – und sei es nur im Schutz eines unbedeutenden Traumes – klingelte nun, morgens um vier, das Telefon und läutete das Ende ein.

Noch vor dem zweiten Klingeln schlug Baptiste die Augen auf. Das spärliche Licht der Straßenbeleuchtung, das seinen Weg durch die ungenügend verhängten Fenster warf, erleichterte ihm die Orientierung im Schlafzimmer. Trotzdem griff er nicht gleich zum Hörer, obwohl nur eine Kombination weniger Bewegungen nötig gewesen wäre. Sich *zur Seite zu Rollen*, den Arm über die Bettkante baumeln lassen, das Telefon und dessen Hörer ertasten und ihn anschließend zum Ohr führen. Doch das, was so einfach klang und was für jeden gesunden Menschen weder einer besonderen Anstrengung noch eines bewussten Gedankens bedurfte, das war für Baptiste schon lange nicht mehr leicht.

Zur Seite Rollen. Es gab schon seit sechs, sieben Jahren kein leichtes *zur Seite Rollen* mehr. Nicht, seit Entzündungen sich seiner Knochen, Muskeln, Sehnen und Gelenke bemächtigt hatten und er den Kampf gegen Alter, Rheuma und Gicht Schlacht um Schlacht verlor. Mit einem Mal existierte keine Leichtigkeit mehr, die sich in *zur Seite Rollen* ausdrücken konnte. *Zur Seite Rollen* war nicht länger eine Bewegung, *zur Seite Rollen* war ein Privileg, das er sich durch Medikamente für einige Zeit erkaufte hatte. Diese forderten für einen etwas schmerzfreieren Alltag jedoch einen hohen Preis. Sie raubten ihm Lachen und Freude und bescherten ihm dafür Durchfall, Krämpfe, Bluthochdruck und Depressionen, weswegen er sie eigenmächtig wieder absetzte. Sehr zum Leidwesen von Dr. Bellier, der fortan bei jedem Termin insistierte, Baptiste möge sie doch bitte wieder einnehmen, und zwar mit einer derart vehementen Penetranz, als wären Baptistes Schmerzen durch das Absetzen der Medikation auf den Körper des Arztes übergegangen.

Das Telefon klingelte weiter, doch Baptiste rührte sich nicht. Stattdessen verfolgte er die spärlichen Schatten an der Decke und versuchte, in ihnen eine Form zu erkennen. Es gelang ihm, sie zu anderen Konturen umzudeuten, so wie jede Wolke am Himmel ebenso ein Tier, ein Gesicht oder ein beliebiger Gegenstand sein konnte. Ein unschuldiger Zeitvertreib, der ihn schon seit Langem begleitete, und in jedem Fall war dieses belanglose Spiel die deutlich bessere Wahl, als den Hörer abzunehmen.

In der letzten Zeit hatte es keine Nacht gegeben, in der er nicht mit genau derselben Furcht vor diesem Augenblick die Augen geschlossen hatte und oft erst viele Stunden später eingeschlafen war.

In seinen mittlerweile über sechzig Jahren war er überhaupt erst zweimal durch nächtliche Anrufe geweckt worden. Der *schöne* Anruf, der nun fast sieben Jahre her war, als ihm sein Schwiegersohn Jacques mitteilte, dass sie endlich Großeltern geworden seien. So viele Sorgen hatte es in der Zeit vorher gegeben, dass Baptiste auch in jener Nacht den Hörer nicht abheben wollen. Vor lauter Angst, die Komplikationen, die sich in den Tagen vor der Geburt ereignet hatten, könnten die Oberhand im Kampf um Leben und Tod ihrer kleinen, noch ungeborenen Enkelin und ihrer Tochter Michelle gewonnen haben. Alles kehrte zu ihm zurück: Die Stille, in die er ängstlich lauschte, als er den Hörer ans Ohr hielt. Die Ohnmacht während der ersten Bruchteile von Sekunden, bevor er an Jacques' Tonlage erkannte, dass *alles gut* war.

Dann der *vernichtende* Anruf in tiefster Nacht, als sein inneres Schutzsystem bereits weit heruntergefahren war. Nur drei Tage später. Als er unbeschwert und leicht benommen aus einem schönen Traum im Hotelzimmer erwacht war und gedankenlos den Hörer abnahm. Ohne Schutz. Als Michelle, Jacques und die kleine Neugeborene ohne Namen innerhalb einer einzigen Sekunde von dieser Welt genommen wurden. Ohne Namen, weil Michelle die Auswahl nicht verraten und diesen besonderen Moment mit der gesamten Familie hatte zelebrieren wollen – bloß nicht vorher, um das Schicksal nicht herauszufordern.

Schicksal? Welches Schicksal konnte es denn überhaupt geben, wenn eine Familie auf dem Weg von der Entbindung heimwärts einfach so vernichtet wurde? Wie konnte man an Gott und an sein eigens für die Menschheit kreierte Schicksal glauben, wenn er sie derart barbarischen Momenten auslieferte? Die Menschheit – seine angeblich liebste Schöpfung. Lächerlich angesichts von Momenten wie jenem, in dem ihn seine Frau Claire in der Nacht angerufen hatte, hysterisch, schreiend, weinend und wimmernd, dass die Leichen in einem völlig zerstörten Auto als die ihrer Tochter und ihrer kleinen Familie identifiziert worden waren. Ein Wimpernschlag nur, in dem alles Leben erlosch. Eine schreckliche Unachtsamkeit eines

übermüdeten Fahrers, der die drei an einer Kreuzung übersehen und ihnen die Vorfahrt genommen hatte. Nein, *lieber* Gott – zwischen Prüfung und Perversion gab es große Unterschiede. Quasi himmelweite. Gott war als Heuchler überführt, denn er war so, wie er es den Menschen verboten hatte zu sein: Böse. Zynisch. Grausam.